

## Achtes Buch.

### Die große Compagnie.

Montreal — nourrissoit de plus vastes projets . . . il donnoit à sa compagnie un gouvernement régulier . . . Par cette discipline il faisoit regner l'abondance dans son camp; le gens de guerre ne parloient, en Italie, que des richesses qu'on acquéroit à son service.

*Sismondi, Hist. des Républiques Italiennes, tom. VI. cap. 42.*

Montreal — nährte weiter gehende Pläne . . . er gab seiner Compagnie eine bestimmte Regierung . . . Durch diese Mannszucht bewirkte er, daß Ueberfluß in seinem Lager herrschte; das italienische Kriegsvolk sprach nur von den Reichthümern, die man in seinem Dienste erwerbe. —

---

### Erstes Kapitel.

#### Das Lager.

Es war ein wunderlieblicher Tag, gerade in der heißesten Glut eines italienischen Sommers, als man eine kleine Schaar Reiter sich einen Hügel hinwinden sah, von welchem aus man eine der schönsten Landschaften Toskana's überblickte. An ihrer Spitze war

ein Ritter in einem vollständigen Schuppenpanzer, dessen einzelne Theilchen so fein waren, daß das Ganze einem zarten, merkwürdigen Netzwerke glich, aber gleichwohl so fest zusammengefügt, daß sie dem Speer oder Schwert eben so kräftig widerstanden hätten, wie der stärkste Harnisch, während sie sich mit Leichtigkeit genau jeder Bewegung des schlanken, hübschen Reiters fügten. Er trug einen Hut von dunkelgrünem Sammt, von langen Federn überhangen, während von zwei hinten folgenden Knappen der Eine seinen Helm nebst Lanze trug, der Andere ein starkes, vollständig mit Eisenplatten überdecktes Streitroß führte, die jedoch seinen stolzen und leichten Gang kaum zu beschweren schienen. Das Gesicht des Cavaliers war hübsch, aber stark markirt und dadurch, daß es in verschiedenen Klimaten lange den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen, zu einer tiefen Bronze-farbe geschwärzt; einige rabenschwarze Locken quollen unter seinem Hute hervor und fielen auf die glattgeschorene Wange. Der Ausdruck seiner Züge war ernst und bis zur Traurigkeit ruhig; und all die Anmuth der unvergleichlichen Scene vor ihm konnte die ruhige Schwermuth, die auf seinen Augen lagerte, nicht verbannen. Außer den Knappen folgten zehn von Kopf bis zu Fuß bewaffnete Reiter dem Ritter, und das leise, murmelnde Gespräch, das sie bisweilen führten, so wie ihr schönes, langes Haar, ihr hoher Wuchs, ihr dicker, kurzer Bart, die sorgfältige, genaue Ausrüstung an Waffen, wie an Pferden, zeigten, daß sie einem härteren und krie-

gerischen Volke angehörten, als die Kinder des Südens. Der Zug schloß mit einem Manne von beinahe riesenähnlicher Größe, der ein reich verziertes Banner trug, auf welchem eine Säule mit der Inschrift zu sehen war: „Allein unter Trümmern.“ Wahrlich schön war die Aussicht, die mit jedem Schritte ihre mannigfaltige Pracht weiter ausdehnte. Vorne zur Rechten dehnte sich ein langes Thal aus, hier mit grünem Gehölze bedeckt, das in dem goldenen Sonnenlichte schimmerte, dort sich in enge, von kleinen Hügeln eingeschlossene Ebenen öffnend, aus deren Mossen von allen Farben phantastisch duftende Gebüsche hervorstiegen; zwischen diesen hindurch wand sich ein breiter Silberstrom und trat an verschiedenen Stellen bald an das Licht, bald wurde er durch Wald und Hügel dem Auge entzogen, um plötzlich durch sein helles Erscheinen wieder zu überraschen. Der gegenüberliegende, sanfte Berghang war, wie derjenige, welchen die Reiter jetzt hinabritten, mit Weingärten bedeckt, welche in Bogengängen sich hinzogen, und die üppigen Beeren lachten hinter all den glänzenden Laubdächern so heiter hervor, als ob die Faune in dem Schatten einen Festtag hielten. Das Auge des Ritters glitt unachtsam über diese bezaubernde Scene hin, die in dem rothigen Lichte des toskanischen Himmels schief, und heftete sich dann mit ernster Aufmerksamkeit auf die grauen, finsternen Mauern einer fernen Burg, die von dem steilsten der gegenüberliegenden Berge das Thal überschaute.

„Siehe da,“ murmelte er vor sich hin, „wie jedes

Eden in Italien seinen Fluch hat! Wo das Land am freundlichsten lächelt, findet man gewiß des Räubers Zelt und des Tyrannen Schloß!"

Raum war ihm dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, als plötzlich der gellende Ton eines Hülshornes, das nahe unter den Weinbergen zur Seite des Weges ertönte, die ganze Schaar überraschte. Der Zug hielt sogleich an. Der Anführer gab dem Knappen, der sein Streitroß führte, ein Zeichen. Das edle, versuchte Thier blieb ganz ruhig stehen, außer daß es unablässig an seinem Gebisse kaute und sein schnelles Ohr hin- und herbewegte, als ahnte es eine nahe Gefahr — während der Knappe, ohne sich durch die schwere deutsche Rüstung beschwert zu fühlen, in das Dickicht stürzte und verschwand. Nach wenigen Minuten kam er ganz erhitzt und athemlos zurück.

„Wir müssen auf unserer Hut sein,“ flüsterte er; „ich sehe Stahl durch das Weinlaub schimmern.“

„Unser Terrain ist unglücklich gewählt,“ sagte der Ritter, als er eilig seinen Helm umschnallte und sein Schlachtroß bestieg; er deutete mit der Hand gegen eine breitere Stelle der Straße, wo die Reiter zum geschlossenen Gefechte mehr Raum hatten, und eilte mit seiner kleinen Schaar rasch nach dem Orte — die Rüstungen der Krieger rasselten schwer, als sie zwei und zwei dahinritten.

Die Stelle, nach welcher der Ritter gedeutet hatte, war ein grüner Halbkreis von einigen Ruthen in seiner Ausdehnung, hinten von dichtem Gebüsch und Gehölz begrenzt, welches sich das Thal hinabzog. Sie erreichten

dieselbe sicher; Brust an Brust stellten sie sich halbmondförmig auf; alle Visire waren geschlossen, nur das des Ritters nicht, der kühn und lebhaft sich rings in der Gegend umfah.

„Hast Du gehört, Giulio,“ sagte er zu seinem Lieblingsknapen (dem einzigen Italiener von der Truppe), „ob man in neuerer Zeit in diesen Gegenden Räuber gesehen hat?“

„Nein, mein Gebieter; im Gegentheile sagte man mir, daß alle Lansen die Gegend verlassen haben, um sich der großen Compagnie von Fra Moreale anzuschließen. Die Liebe für Gold und Beute bei ihm hat ihm die Söldlinge aller toskanischen Herren zugeführt.“

Raum hatte er gesprochen, als das Hüfthorn wieder beinahe von demselben Orte her, wie zuvor, ertönte; es wurde durch ein kurzes, kriegerisches Geschrei gerade im Rücken der Reiter beantwortet. In demselben Augenblicke brach aus dem Dickicht hinten der Schimmer von Panzern und Speeren. Einer nach dem Andern, Zug auf Zug, tauchten aus dem Gebüsch, hinter ihnen Bewaffnete hervor, während plötzlich aus den Weinbergen vor ihnen noch viel größere Massen mit lautem trotzigem Geschrei erstanden.

„Für Gott, für den Kaiser und für Colonna!“ rief der Ritter, sein Visir schließend, und die kleine Schaar stürzte sich, fest geschlossen, mit eingelegter Lanze auf den vor ihnen stehenden Feind. Etliche zwanzig, welche durch den Angriff niedgerannt waren, bahnten für die Reiter einen Durchgang, und ohne

den Angriff der Uebrigen abzuwarten, wandte der Ritter sein Streitroß und jagte trotz des steilen Abhanges beinahe in vollem Galopp den Hügel hinab; ein Hagel ihnen nachgeschickter Pfeile fiel wirkungslos auf ihre eiserne Rüstungen.

„Wenn sie keine Pferde haben,“ rief der Ritter, „so sind wir gerettet!“

Und wirklich glaubten sie auch kaum, daß der Feind an eine Verfolgung denke, denn, oben auf dem Hügel gesammelt, schien er sich mit Beobachtung ihrer Flucht zu begnügen.

Plötzlich brachte sie eine Krümmung der Straße vor eine breite, ausgedehnte Strecke Landes, die beinahe eine Ebene bildete und die Senkung des Berges unterbrach. Am Saume dieser Ebene fielen die Sonnenstrahlen auf die Brustharnische einer langen Reihe in Schlachtordnung aufgestellter Reiter, welche die wellenförmige Straße bis jetzt dem Ritter und seinem Gefolge verborgen hatte.

Die kleine Truppe hielt plötzlich an — Rückzug — Vorrücken — beides war ihnen abgeschnitten; zuerst sahen sie nach dem Feinde, der noch immer geschlossen vor ihnen stand, und dann richteten sich Aller Augen auf den Ritter.

„Wenn Du willst, mein Gebieter,“ sagte der Anführer der Nordländer, der die Unentschlossenheit des Ritters bemerkte, „so fechten wir bis auf den letzten Mann. Du bist der einzige Italiener von allen, die ich kennen lernte, für den ich gern sterbe!“

Dieses kunstlose Geständniß wurde mit beifälligem

Gemurmel von den Uebrigen aufgenommen, und die Krieger drängten sich näher um den Ritter. „Nein, tapfere Bursche,“ sagte der Colonna, sein Visir aufschlagend, „nach so mancherlei Schicksalen sind wir nicht bestimmt, in einem so unrühmlichen Kampfe unterzugehen. Wenn dies Räuber sind, wie wir annehmen müssen, so können wir unseren Durchzug erkaufen. Sind es die Truppen eines Herrn, so haben wir mit der Fehde, in der er begriffen ist, nichts zu schaffen. Gebt mir jenes Panier — ich will zu ihnen hinüberreiten.“

„Nein, mein Gebieter,“ sagte Giulio; „solche Plünderer achten eine Fahne zum Waffenstillstande nicht immer. Es ist Gefahr — —“

„Gerade dieser trotzt Euer Anführer. Rasch!“

Der Ritter nahm das Banner und ritt bedächtig gegen die Reiter hin. Als er näher kam, konnte sein kriegerisches Auge die Vollkommenheit ihrer Ausrüstung, die Stärke und Schönheit ihrer Pferde, und die feste Ordnung ihrer langen, schimmernden Linie nur bewundern.

Als er heranritt und sein prächtiges Banner in der Mittagssonne schimmerte, begrüßten ihn die Soldaten. Es war ein gutes Vorzeichen, und als ein solches sah er es auch an. „Edle Herren,“ sagte der Ritter, „ich komme als Herold zugleich und Anführer der kleinen Truppe, die so eben dem unerwarteten Angriffe der Bewaffneten auf jenem Hügel entging — und als Ritter von dem Ritter, als Soldat von dem Soldaten Beistand verlangend, stelle ich meine Leute

unter den Schutz Eures Anführers. Führt mich zu ihm."

"Herr Ritter," antwortete einer, der der Hauptmann der Abtheilung zu sein schien, "es thut mir leid, einen Mann von so stattlichem Benehmen aufhalten zu müssen, und dies um so mehr, da ich das Wappen eines der mächtigsten Häuser Italiens erblicke. Aber unsere Befehle sind streng und wir müssen jeden Bewaffneten in das Lager unseres Generals bringen."

"Lange von meinem Vaterlande abwesend, wußte ich nicht," versetzte der Ritter, "daß in Toskana Krieg geführt wird. Erlaubt mir, nach dem Namen des Generals, von dem Ihr sprecht, und nach dem des Feindes, gegen den Ihr zieht, zu fragen."

Der Hauptmann lächelte.

"Walter von Montreal ist der General der großen Compagnie und Florenz gegenwärtig sein Feind."

"So sind wir, wenn auch in Kühnheit, doch in Freundschaft gefallen," versetzte der Ritter nach einem augenblicklichen Schweigen. "Mit Herrn Walter von Montreal bin ich aus alten Zeiten bekannt. Erlaubt mir, daß ich zu meinen Gefährten zurückkehre und sie in Kenntniß setze, daß, wenn der Zufall uns zu Gefangenen gemacht, wir wenigstens nur genöthigt sind, uns dem geschicktesten Krieger unserer Zeit zu ergeben."

Der Italiener wandte dann sein Pferd, um zu seinen Gefährten zu reiten.

"Ein schöner Ritter und von festem Benehmen," sagte der Hauptmann der Abtheilung zu seinem Nach-

bar; „obgleich ich kaum glaube, daß es die Partei ist, die wir aufzuheben befehligt sind. Gelobt sei übrigens die Jungfrau, seine Leute scheinen aus dem Norden zu sein. Diese können wir vielleicht hoffen, anzuwerben.“

Der Ritter stieß mit seinen Leuten jetzt wieder zu der Truppe, und nachdem ihnen ihr Wort abgenommen war, daß sie keinen Versuch zur Flucht machen wollen, wurde eine Abtheilung von dreißig Reitern abgesandt, um die Gefangenen in das Lager der großen Compagnie zu führen.

Nachdem sie die Hauptstraße verlassen, sah sich der Ritter in einem engen, zwischen Hügeln hinführenden Pässe, der über einen düsteren Waldweg die Schaar auf eine Stelle brachte, von wo aus sie einen vollkommenen Ueberblick über eine große, mit den Zelten eines für die damalige Kriegführung in Italien bedeutenden Heeres bedeckte Ebene hatten. Ein Fluß, über welchen von dem Holze in der Nähe in der Eile kunstlose Brücken geschlagen waren, trennte die Reiter allein noch von dem Lager.

„Ein schöner Anblick!“ sagte der gefangene Ritter mit Begeisterung, als er sein Pferd anhielt und die bunten, kriegerischen, breiten, sich durchkreuzenden Straßen von Leinwand übersah.

Einer der Hauptleute der großen Compagnie, der neben ihm ritt, lächelte wohlgefällig.

„Es gibt wenige Meister in der Kriegskunst, welche Fra Moreale gleichkommen,“ sagte er, „und wild, zügellos, aus allen Ländern und Gegenden zusammen=

getrieben — aus Höhlen und von Marktplätzen, aus dem Gefängnisse und aus Palästen, wie es seine Truppen sind, hat er doch schon eine Mannszucht unter sie gebracht, welche selbst das Reichsheer beschämen dürfte.“

Der Ritter erwiderte nichts, spornte aber sein Pferd über eine der kunstlosen Brücken und befand sich bald mitten in dem Lager. Aber derjenige Theil desselben, den er nun betreten, verdiente wenig von dem der Armee hinsichtlich ihrer Disciplin gespendeten Lobe. Ein unordentliches, ungestümes Getümmel glaubte der an die ernste Regelmäßigkeit der englischen, französischen und deutschen Mannszucht gewöhnte Ritter nie gesehen zu haben; da und dort konnte man trotzige, bärtige, halbnackte Räuber sehen, welche das Vieh vor sich hertrieben, das sie so eben auf ihren räuberischen Streifzügen erbeutet. Bisweilen stand ein Haufen liederlicher Weiber — schnatternd und zankend mit heftigen Geberden — versammelt um Gruppen wilder, zottiger Nordländer, die ungeachtet der reinen Helle des Sommernachmittages schon tief in Trinkgelagen begriffen waren. Flüche, Gelächter, trunkene Heiterkeit und trotziges Geschrei ertönten von allen Seiten, und gerade vor den Augen und beinahe in dem Wege der Truppe wurde in der Eile ein Kampf mit gezogenen Messern von den rohen, wilden Bravos von Calabrien und den Appenninen begonnen und zu Ende geführt. Gaukler und Marktschreier, Taschenspieler und Trödeljuden trugen überall ihre Kunststücke und Waaren zur Schau, offenbar ganz an das gesehloße, stürmische Treiben gewöhnt,

in welchem sie ihre verschiedene Erwerbszweige ausübten. Trotz dem Schutze der Reiter, welche sie begleiteten, konnten die Gefangenen doch nicht unbelästigt durchkommen. Gruppen von garstigen, unverschämten, zerlumpten Kindern schienen aus dem Boden zu wachsen und umgaben ihre Pferde wie Bienen Schwärme, während sie das gellendste Geschrei ausstießen und mit wilden Geberden Geld mehr forderten, als sich erbaten, das, wenn man ihnen welches gab, sie nur noch unersättlicher machte. Bisweilen sah man, mit den Uebrigen vermengt, die hellen Augen und olivenfarbigen Wangen, das halb zänkische, halb fröhliche Lachen von Mädchen, deren große Jugend, kaum der Kindheit entwachsen, ihre gänzliche, unverbesserliche Verworfenheit doppelt schrecklich machte.

„Ihr habt den Anstand der großen Compagnie nicht übertrieben!“ rief der Ritter ernst seinem neuen Bekannten zu.

„Signor,“ erwiderte der Andere, „Ihr dürft den Kern nicht nach der Schale beurtheilen. Wir sind kaum noch in dem Lager angekommen. Das sind die mehr von dem Pöbel als den Soldaten besetzten Vorstädte. Zwanzigtausend Mann, wie man gestehen muß, von der Hefe aller Städte Italiens folgen dem Lager, um, wenn es nöthig wird, zu fechten, mehr aber, um zu plündern und zu rauben — so, che Leute seht Ihr jetzt. Bald werdet Ihr einen andern Schlag sehen.“

Das Herz des Ritters schwoll hoch. „Und solchen Leuten ist Italien preisgegeben!“ dachte er. Aus seinen Träumereien wurde er durch lautes Beifallrufen einiger

lustigen Zecher am Wege gerissen. Er wandte sich um, und unter einem langen Zelte, um einen breiten Tisch, auf welchem Wein und Speisen standen, saßen etwa dreißig oder vierzig Bravo's. Ein zerlumpfter Minstrel oder Jongleur, mit ungeheurem Schnurr- und Backenbarte, schlug mit ziemlicher Geschicklichkeit eine Laute, die ihn auf allen seinen Wanderungen begleitet hatte — plötzlich ging er in eine wilde, kriegerische Melodie über und begann mit tiefer, lauter Stimme folgenden Gesang:

### Das Lob der großen Compagnie.

#### 1.

Ho, dunkler Mann vom goldnen Süd — ho Blonder von dem Nord,  
 Ho Eisenkleid und heller Speer — was eilet Ihr denn fort?  
 Von Bergen, aus Höhlen und auch von fernem Strand  
 Lockt uns die große Compagnie, zu ziehen in dies Land.  
 O, dieser heit're fröhliche Schwarm  
 Mit leichtem Herz und schwerem Arm —  
 O, die Lanzen der Freien!

#### 2.

Ho, Bürger in der weiten Stadt — ho, Fürsten auf dem Schloß,  
 Apuliens Kraft, Romagna's Stolz, Toskana's alter Sproß!  
 Ihr jaget, erbleichet, erschreckt bis in den Tod,  
 Seht Ihr von Montreals Compagnie die Fahne blutigroth.  
 O, wie glänzt Guer Leben so hell —  
 O, wie blitzt Guer Stahl so schnell!  
 Wilde Lanzen der Freien!

#### 3.

Ho, Wappenschild, was zitterst du auf des Normann's Grab so sehr,  
 Du schwankst ja, es treibet der Wind dich hin und her?

„Ich schwanke ohne Athem — der Tod will auferstehn,  
Um Montreals Compagnie und seinen Ruhm zu sehn.“

Seit Roger gewann das Königreich,  
Wer kam da Euren Ruhm je gleich,  
Tapfre Lanzen der Freien?

## 4.

Ho, die Ihr einen Namen sucht, durch tapfre That erreicht,  
Ho, die Ihr Schätze häufen wollt, hier wird es Euch so leicht;  
Ho, die Ihr Ruh' und Stille haßt und des Gesetzes Zwang,  
Ho, spornet zu Montreals Compagnie.

Die Dirne theilt den Lagerplatz,  
Der Weizhals seinen reichen Schatz  
Mit den Lanzen der Freien!

Der Freien!

Der Freien!

O, die Lanzen der Freien!

Dann griff, wie durch seinen eigenen Gesang zu  
wilderer Begeisterung hingerissen, der Jongleur auf  
einmal in die Saiten und stimmte einen Gesang an,  
der bewundernswerth das Gemälde bezeichnete, das  
seine in rohen, aber lebhaften und munteren Knittel-  
versen sich bewegenden Worte zu schildern versuchten.

## Der Marsch der großen Compagnie.

Tira, tirala — es schmettern die Trompeten  
Und von des Berges Höh die mächt'ge Trommel schallt,  
Germanen und Hunnen und Inselfländer viel,  
Die den Franzosen schlugen so wacker bei Grez,  
Daß seine Rose tauschte die Farbe mit fleur-de-lis,  
Lombarden und Viele von Piemont und Rom,  
Und von des Südens Landen der schwarzgelockte Sohn.  
Tira, tirala, sie kommen rasch herbei,  
Wie stattdlich sie erscheinen, gerüstet Reih an Reih  
Und schwarz, wie eine Wolke, erscheint es hintendrein,  
Wie die See ihre Wogen wirft ans Ufer herein.

Schnell öffnet Eure Thore, heraus mit Eurem Gold,  
Um Euer Blut zu schonen, gebt uns den reichen Sold,  
Weh, Bürger, weh; es führt sie heran

Der hellste Kopf und der tapferste Mann.

Auf dem rothen Mantel trägt er ein weißes Kreuz,

Er blicket wie ein Adler, und nach des Löwen Art

Trägt er wohl anzuschauen den königlichen Bart.

Der Fürst und die Geißel des Landes ist er hie

Der königliche Ritter der großen Compagnie.

Hurrah — hurrah — hurrah!

Hurrah für die Armee, hurrah für Montreal,

Hurrah auch für das Gold, gewonnen durch den Stahl.

Hurrah — hurrah — hurrah!

Für die Lanzen der Freien!

Als der volle Chor dieser verzweifeltsten Gesellen  
jauchzend einfiel und von allen Seiten der vertraute  
und wohlbekannte Refrain, als die Worte zu den  
Ohren der entfernteren Gruppen oder Nachzügler  
drangen, wiederhallte, war die Wirkung, welche dieser  
freche, zügellose Gesang hervorbrachte, unbeschreiblich.  
Es war unmöglich, nicht den eigenthümlichen Eindruck  
zu theilen, welche dieses verwegene Leben auf die  
trohigen Männer übte, die sich ihm ergeben, und  
selbst der tapfere und stolze Ritter, der es mit an-  
hörte, tadelte sich wegen einer unwillkürlichen An-  
wandlung von Sympathie und Wohlgefallen.

Er wandte sich etwas ungeduldig und gereizt zu  
seinem Begleiter, der Theil an dem Gesang genommen  
hatte, und sagte: „Herr, für die Ohren eines italia-  
nischen Edelmannes, der das Elend seines Vaterlandes  
kennt, ist dies kein vollkommener Gesang. Ich bitte,  
beeilen wir uns.“

„Ich bitte Euch höflich um Verzeihung, Signor,“ sagte der Mann von der Freicompagnie; „aber das Leben, das man bei den Freilangen führt, ist wahrhaftig so anziehend unter Fra Moreale, daß wir bisweilen vergessen — — aber verzeiht mir — wir wollen weiter.“

Nach wenigen Augenblicken sprengte der Zug über eine kleine Umschänzung und befand sich in einem Quartier, das zwar auch, aber in ganz anderer Art, belebt war. Lange Reihen Bewaffneter waren zu beiden Seiten des nach einem großen Zelte auf einem kleinen Hügel führenden Weges aufgestellt, über welchen eine blaue Fahne wehte; auf diesem Wege gingen bewaffnete Soldaten in großer Ordnung hin und her, aber mit einem heiteren, selbstgefälligen Ausdrucke auf ihren schwärzlichen Gesichtern. Einige, welche in das Zelt gingen, trugen Pöcke und Ballen auf ihren Schultern — diejenigen, welche heraus kamen, schienen ihre Last los geworden zu sein; sie öffneten dann und wann ungeduldig ihre Hände und schienen wieder und noch einmal das darin enthaltene Geld zu zählen.

Der Ritter sah seinen Begleiter fragend an.

„Das ist das Zelt der Kaufleute,“ sagte der Hauptmann; „sie haben freien Zutritt in dem Lager; ihr Eigenthum, wie ihre Person, werden strenge respektirt. Sie kaufen jedes Soldaten Antheil an der Beute um wohlfeiles Geld, und beide Theile sind mit dem Handel zufrieden.“

„So scheint es also, daß eine Art grober Gerechtigkeit unter Euch beobachtet wird,“ sagte der Ritter.

„Grob! Diavolo! Keine Stadt ist in Italien, die an solcher Gerechtigkeit und an solchen unparteiischen Gesetzen nicht froh wäre. Dort stehen die Zelte der Richter, die bestimmt sind, alle unter den Soldaten vorkommenden Streitigkeiten zu untersuchen. Das Zelt rechts, mit der goldenen Kugel, bewohnt der Zahlmeister des Heeres. Fra Moreale bleibt gegen seine Soldaten nicht im Rückstande. Im Inneren geht Alles, wie die Räder einer Maschine; aber die Maschine selbst, das gebe ich zu, verursacht Unordnung genug nach Außen.“

Wirklich hatte der Johanniterritter durch diese Mittel die bestgerüstete und zufriedenste Streitmacht in Italien zusammen gebracht. Jeder Tag brachte ihm Rekruten. Unter den Söldlingen Italiens sprach man nur von den Reichthümern, die man in seinem Dienste erwerbe, und jeder Krieger, im Sold einer Republik oder eines Tyrannen, seufzte nach der geflochtenen Fahne von Fra Moreale. Uebertriebene Erzählungen von dem Glücke, das man in den Reihen der großen Compagnie machen könne, drangen über die Alpen, und eben jetzt erblickte der Ritter, als er weiter in das Lager hineinkam, von manchem Zelte das stolze Banner und den Wappenschmuck des deutschen Adels und französischer Ritterschaft.

„Ihr seht,“ sagte der Hauptmann, indem er nach diesen Insignien deutete, „wir haben in unserer wilden Stadt auch unsere verschiedenen Stände. Und während wir hier sprechen, eilt vielleicht mancher goldene Sporn vom Norden hierher!“

In dem Quartier, das sie nun betreten hatten, war Alles still und feierlich; nur von ferne kam das undeutliche Summen, oder das plötzliche Geschrei der Menge draußen, das durch die Entfernung zu einem nicht widerlichen Tone gemäßigt wurde.

„Seht! hier sind wir vor dem Zelte des Generals,“ sagte der Hauptmann.

Mit Purpur und Gold verziert, lag Montreals Zelt etwas von den übrigen entfernt. Ein Arm des Stromes, den sie überschritten, tönte lieblich zum Ohr und eine große, weithin ihre Nester ausbreitende Buche warf ihren Schatten über das prächtige Zelt.

Die Truppe wartete außen und der Ritter wurde sofort zu dem gefürchteten Abenteurer geführt.

## Zweites Kapitel.

Abrian zum zweitenmal Montreals Gast.

Oben an einem Tische, umgeben von Männern theils kriegerischen, theils bürgerlichen Standes, die er seine Rätke nannte, und mit denen er anscheinend alle seine Plane berieth, saß Montreal. Diese Männer, aus verschiedenen Staaten ausgewählt, waren genau mit den inneren Angelegenheiten der Staaten, denen sie angehörten, bekannt. Bis auf einen Bruch konnten sie die Stärke und Streitmacht eines Signors, den Reichthum eines Kaufmanns, die Macht des Pöbels angeben. Und so präsidirte Montreal in seinem gefestigten Lager ebenso als Staatsmann,

wie als General. Solche Kenntnisse waren für den Befehlshaber der großen Compagnie unschätzbar. Sie machten es ihm möglich, die rechte Zeit zum Angriffe des Feindes zu berechnen, so wie auch die Summe, die er für Einstellung der Feindseligkeiten verlangen konnte. Er wußte, mit welchen Parteien er unterhandeln konnte — wo er fordern — wo er nachgeben mußte. Und gewöhnlich wollte es der Zufall, daß das Erscheinen von Montreals Banner vor den Mauern einer Stadt das Signal zu Streitigkeiten und einem Aufstande innerhalb derselben war. Vielleicht förderte er dadurch eine noch weitergehende, als nur seine jetzige Politik.

Der Divan war in voller Berathung, als ein Officier eintrat und Montreal einige Worte ins Ohr flüsterte. Seine Augen glänzten. „Führt ihn herein,“ sagte er eilig. „Meine Herren,“ fuhr er dann, gegen seine Räthe gewandt, fort, indem er sich die Hände rieb, „ich denke, der Vogel ist in unserem Neze. Laßt uns sehen.“

In diesem Augenblicke öffnete sich der Vorhang und der Ritter trat ein.

„Wie!“ murmelte Montreal, die Farbe wechselnd, in augenscheinlichem Verdrusse. „Soll ich immer so getäuscht werden?“

„Herr Walter von Montreal,“ sagte der Gefangene, „ich bin wieder Euer Gast. In diesen veränderten Zügen erkennt Ihr wohl kaum noch Adrian di Castello.“

„Verzeiht mir, edler Signor,“ sagte Montreal,

als er sich mit großer Höflichkeit erhob; „der Mißgriff meiner Leute störte mein Gedächtniß einen Augenblick. — Ich freue mich, eine Hand wieder einmal zu drücken, die, seit wir das letzte Mal schieden, so viele Lorbeeren erworben hat. Gerne hörte ich von Eurem Ruhme. Gedä!“ fuhr der Häuptling, in die Hände klatschend, fort, „sorgt diesem edeln Ritter und seinem Gefolge für Erfrischungen und Ruhe. Signor Adrian, ich werde augenblicklich bei Euch sein.“

Adrian entfernte sich. Montreal, die Anwesenheit seiner Rätthe ganz vergessend, ging mit eiligen Schritten im Zelte auf und ab; dann berief er den Officier, der Adrian eingeführt hatte, und sagte: „Graf Landau bewacht den Paß noch immer?“

„Ja, General!“

„So begib Dich eilig wieder dahin — der Hinterhalt muß bis Einbruch der Nacht aushalten. Wir haben den falschen Fuchs gefangen.“

Der Officier ging und kurz darauf hob Montreal die Versammlung auf. Er begab sich zu Adrian, der ein Zelt neben dem seinigen bewohnte.

„Mein Herr,“ sagte Montreal, „es ist wahr, meine Leute hatten den Befehl, Jeden anzuhalten auf den Straßen nach Florenz. Ich liege mit dieser Stadt in Fehde. Gleichwohl erwartete ich einen ganz anderen Gefangenen, als Euch. Ich habe wohl nicht nöthig, zu sagen, daß Ihr und Euer Leute frei seid.“

„Ich nehme, edler Montreal, die Höflichkeit so offen an, als sie erwiesen wird. Darf ich hoffen,

sie später zu erwidern? Indessen erlaubt mir, ohne irgend eine Unehreerbietigkeit zu gestehen, daß ich, hätte ich gewußt, daß die große Compagnie in dieser Gegend liegt, meinen Weg geändert hätte. Ich hatte gehört, Eure Waffen seien (etwas edler nach meiner Ansicht) gegen Malatesta, den Tyrannen von Rimini, gerichtet!"

"So war es. Er war mein Feind; er ist mir jetzt tributpflichtig. Wir besiegten ihn. Er bezahlte uns den Preis seiner Freiheit. Wir marschirten über Asciano nach Siena. Für sechzehntausend Gulden verschonten wir die Stadt und hängen jetzt wie eine Gewitterwolke über Florenz, das seinen unbedeutenden Beistand zu Rimini's Vertheidigung zu schicken wagte. Unsere Märsche sind eilig und rasch, und unser Lager in dieser Ebene eben kaum aufgeschlagen."

"Ich höre, die große Compagnie sei mit Albornoz verbündet, und ihr General insgeheim ein Soldat der Kirche. Ist es so?"

"Ja — Albornoz und ich verstehen einander," versetzte Montreal nachlässig; „und dies um so mehr, da wir einen gemeinsamen Feind in Visconti, dem Erzbischof von Mailand, haben, den wir Beide zu zermalmen schworen."

"Visconti! der mächtigste der italienischen Fürsten! Daß er den Zorn der Kirche mit Recht auf sich geladen hat, weiß ich — und begreife leicht, daß Innocenz die Verzeihung widerrufen hat, welche die Intriguen des Erzbischofs von Clemens VI. erlangten. Aber ich verstehe nicht ganz, warum Mont-

real einen so versteckten, furchtbaren Feind aus freien Stücken gegen sich reizt."

Montreal lächelte grimmig. „Kennt Ihr," fragte er, „den ungeheuren Ehrgeiz dieses Visconti nicht? Beim heiligen Grabe, er ist gerade der Feind, mit dem meine Seele zusammentreffen möchte! Er hat einen Geist, würdig, mit dem von Montreal zu kämpfen. Ich habe mich zum Herrn seiner geheimen Plane gemacht — sie sind riesenmäßig! Mit einem Worte, der Erzbischof beabsichtigt die Eroberung von ganz Italien. Sein unermesslicher Reichthum besticht die Feilen — sein durchdringender Scharfsinn bestrickt die Leichtgläubigen — sein kühner Muth schreckt die Schwachen. Jeden Feind unterdrückt er — jeden Verbündeten macht er zum Sklaven. Er ist gerade der junge Fürst, dessen Weitergreifen Walter von Montreal verhindern muß. Denn dieser (sagte er leise zu sich selbst) ist gerade der Fürst, der, wenn man ihn seine Macht noch weiter ausdehnen läßt, die Plane Walters von Montreal vereitelt und seine Kraft bricht."

Adrian schwieg, und zum erstenmale drängte sich ein Verdacht hinsichtlich der wahren Plane des Provenzalen in seine Brust.

„Aber, edler Montreal," nahm der Colonna dann das Wort, „gebt mir, wenn, wie ich nicht zweifle, Ihr es im Stande seid — gebt mir die neuesten Nachrichten über meine Vaterstadt. Ich bin ein Römer, und stets beschäftigt Rom meine Gedanken."

„Und zwar mit Recht," versetzte Montreal rasch.

„Du weißt, daß Albornoz als Legat des Papstes das Heer der Kirche in die päpstlichen Staaten führte. Er nahm Cola di Rienzi mit sich. Als er in Monte Fiascone ankam, eilte eine Menge Römer aus allen Ständen dahin, um dem Tribun ihre Huldigungen darzubringen. Ueber der Liebe des Volkes zu seinem Gefährten wurde der Legat vergessen. Ob Albornoz eifersüchtig wurde oder nicht — denn er ist stolz, wie Lucifer — auf die dem Tribun gezollten Achtungsbezeugungen, oder ob er die Wiederherstellung von dessen Macht fürchtete, weiß ich nicht. Aber er hielt ihn in seinem Lager zurück und weigerte sich trotz aller Bitten und Deputationen der Römer, ihn gehen zu lassen. Listig, erreichte er gleichwohl einen der Hauptzwecke durch Rienzi's Freilassung. Durch seine Vermittlung bewirkte er die Unterwerfung Roms unter die Kirche, und der Reiz seiner Gegenwart füllte sein Lager mit römischen Rekruten. Als sie gegen Viterbo marschirten, zeichnete sich Rienzi rühmlich durch Waffenthaten gegen den Tyrannen\* Johann di Vico aus. Ja, er focht wie ein Mann, der würdig ist, der großen Compagnie anzugehören. Dies steigerte den Eifer der Römer, und die Stadt strömte die Hälfte ihrer Einwohner aus, die sich unter die Befehle des tapferen Tribuns stellten. Auf die dringenden Bitten dieser würdigen Bürger — (vielleicht dieselben, welche früher ihren Liebling in St. Angelo eingeschlossen hatten) antwortete der feine Legat nur: „Waffnet Euch gegen Johann di Vico — besiegt

\* Vita di Cola di Rienzi.

die Tyrannen auf dem Gebiete der Kirche — stellt das Erbe des heiligen Petrus wieder her, so soll Rienzi zum Senator ernannt werden und nach Rom zurückkehren.“

Diese Worte flößten den Römern einen so großen Eifer ein, daß sie dem Legaten willig ihre Hülfe liehen. Aquapendente, Volzena ergaben sich, Johann di Vico wurde halb durch Gewalt, halb durch Furcht zur Unterwerfung gebracht und Gabrielli, der Tyrann von Agobbio, ist seither unterlegen. Der Ruhm gehört dem Cardinal, aber das Verdienst Rienzi.

„Und jetzt?“

„Albornoz behandelte den Senator-Tribun fortwährend mit großer Pracht und schönen Worten, sprach aber keine Silbe von seiner Wiedereinsetzung in Rom. Dieser Ungewißheit überdrüssig (so erfuhr ich durch geheime Nachrichten), verließ Rienzi das Lager und begab sich mit einer geringen Begleitung nach Florenz, wo er Freunde hat, die ihn mit Waffen und Geld versehen werden, damit er nach Rom ziehen kann.“

„Aha! nun errathe ich,“ sagte Adrian halb lächelnd, „für wen man mich hielt!“

Montreal erröthete leicht. „Richtig gerathen!“ sagte er.

„Mittlerweile stritten sich in Rom,“ fuhr der Provenzale fort, „Cuer würdiges Haus und das der Orfini, die zur höchsten Gewalt erwählt worden waren und das Ansehen nicht behaupten konnten, das sie errungen hatten. Francesco Baroncelli,\* ein neuer

\* Dieser Baroncelli, der dem Leser schon in einem früheren

Demagog, ein unwürdiger Nachahmer Rienzi's, erhob sich auf den Ruinen des von den Adelligen gebrochenen Friedens, erhielt den Titel Tribun und trug dieselben Insignien, deren sich sein Vorgänger bedient hatte. Aber weniger klug, als Rienzi, ergriff er die antipäpstliche Partei; und so sah sich der Legat in den Stand gesetzt, den päpstlichen Demagogen gegen den Usurpator zu spielen. Baroncelli war ein schwacher

Theile des Werkes vorgeführt wurde, wird von Matteo Villani geschildert als „ein Mann von niedriger Geburt und wenig Gelehrsamkeit — er war Schreiber auf dem Capitol.“

Witten unter den mit Waffengewalt geführten Zwistigkeiten unter den Baronen, ging Baroncelli damit um, sich zum Herrn des Capitols und, was als ein Beistand von nicht geringer Wichtigkeit betrachtet wurde — der großen Glocke zu machen, durch deren Töne Rienzi so oft das römische Volk unter die Waffen gerufen hatte. Baroncelli wurde als Tribun gekrönt, in ein Gewand von Goldbrokat gekleidet und mit dem Scepter Rienzi's belehnt. Seine Grausamkeit gegen die Großen erschien im Anfange als Beschützung der Niederen; aber die Ausartungen seiner Söhne (die in dem Texte nicht übertrieben sind), und seine eigene thierische und zugleich verwegene Grausamkeit machten ihn bald bei dem Volke verhaßt, dem er seine Erhebung verdankte. Er war so thöricht, sich gegen den Papst zu erklären, und dies veranlaßte Innocenz hauptsächlich, den früheren, ausgezeichneteren Tribunen in sein Amt wieder einzusetzen. Wie Rienzi, wurde auch Baroncelli excommunicirt, und so war auch bei ihm der Gluch der Kirche die unmittelbare Ursache seines Sturzes. Im December 1353 wurde er bei einem Versuche, zu fliehen, von dem Pöbel niedergemacht. Einige behaupteten indessen, er sei im Kampfe gegen Rienzi erschlagen worden, Andere ließen, durch eine Zahlenverwechslung, ihn nach dem Tode Rienzi's auf diesen folgen. — *Matteo Villani*, lib. III. cap. 78. *Osservaz. Stor. di. Zeferino Ro. MS. Vat. Rip. dal Bzovio*, ann. 1353. N. 2.

Mann, seine Söhne begingen in poffenhafter Nachahmung der hochgeborenen Tyrannen von Padua und Mailand alle Ausschweifungen. Schändung von Jungfrauen und Entehrung von Matronen contrastirten etwas stark gegen den feierlichen, majestätischen Anstand von Nienzi's Regierung; kurz, Baroncelli wurde von dem Volke ermordet. Und wenn Ihr mich jetzt fragt, wer Rom regiere, so antworte ich: die Hoffnung auf Nienzi."

"Ein seltsamer Mann und ein wandelbares Schicksal. Wie werden beide enden!"

"Der erstere durch plötzlichen Mord, das letztere in ewigem Ruhme," antwortete Montreal kaltblütig. "Nienzi wird wieder eingesetzt werden; dieser tapfere Phönix wird durch Sturm und Wolken sich zu seinem eigenen Holzstoß schwingen; ich sehe es vorher, ich bemitleide, ich bewundere ihn. — Und dann," setzte Montreal hinzu, "sehe ich noch weiter!"

"Aber warum fühlt Ihr so bestimmt, daß Nienzi, wenn er wieder eingesetzt wird, fallen muß?"

"Ist es nicht jedem Auge klar, außer dem feinnigen, das von Ehrgeiz geblendet ist? Wie kann der Geist eines Sterblichen, wie groß er auch sein mag, dieses höchst verdorbene Volk durch gewöhnliche Mittel regieren? Die Barone — Ihr kennt den unbegreifbaren Trotz Eurer römischen Standesgenossen — sind an Mißbrauch gewöhnt und hassen Alles, was nur einem Gesetze ähnlich ist; die Barone, für einen Augenblick gedemüthigt, werden auf eine Gelegenheit lauern und sich erheben; das Volk wird ihn

wieder verlassen. Oder auch, in einer Hinsicht durch Erfahrung klug geworden, wird der neue Senator einsehen, daß die Volksgunst eine laute Stimme, aber einen feigen Arm hat. Er wird, gleich den Baronen, sich mit fremden Schwertern umgeben. Eine Abtheilung der großen Compagnie wird seinen Hof bilden; sie werden die Herrschaft über ihn gewinnen. Um sie zu bezahlen, muß er das Volk besteuern. Dann wird das Idol verabscheut. Keine italienische Hand kann diese harten Dämonen des Nordens beherrschen; sie werden sich empören und abfallen. Ein neuer Demagoge wird das Volk anführen und Rienzi wird das Opfer sein. Denkt an meine Prophezeiung!"

„Und dann das weiter, das Ihr seht?"

„Gänzlicher Verfall Roms, für undenkliche Zeiten; Gott erschafft nicht zwei Rienzi: oder," sagte Montreal stolz, „Einströmen eines neuen Lebens in den abgenützten, kranken Körper, — die Gründung einer neuen Dynastie. Wahrlich, wenn ich um mich blicke, so glaube ich, daß der Lenker der Nationen die Wiederherstellung des Südens durch Einfälle des Nordens beabsichtigt, und daß aus dem alten fränkischen und germanischen Geschlechte die Throne der künftigen Welt werden erbaut werden!"

Als Montreal so sprach, gestützt auf sein Schlachtschwert, mit seinen schönen, heroischen Zügen — in ihrem freien, kühnen, furchtlosen Ausdruck so verschieden von dem finstern, verschmißten Verstande, der die Züge des Südens charakterisirt — beredt durch En-

thusiasmus und Nachdenken — da mochte er als kein unwürdiger Stellvertreter des Geistes der nordischen Ritterschaft, von dem er sprach, erscheinen. Und Adrian glaubte beinahe einen von den alten Gothen, den Geißeln der westlichen Welt, vor sich zu sehen.

Ihre Unterredung wurde hier durch den Ton einer Trompete unterbrochen, und eben trat ein Offizier mit der Meldung ein, daß florentinische Gesandte angekommen seien.

„Ihr müßt mich schon wieder entschuldigen, edler Adrian,“ sagte Montreal, „und mir erlauben, daß ich Euch wenigstens für heute Nacht als meinen Gast betrachte. Hier könnt Ihr sicher ruhen, und wenn Ihr reiset, sollen meine Leute Euch bis an die Grenzen des Gebietes begleiten, das Ihr zu besuchen beabsichtigt.“

Adrian, der einen so berühmten Mann nicht ungern näher kennen lernte, nahm die Einladung an.

Als er allein war, stützte er das Haupt auf die Hand und war bald in Nachdenken verloren.

### Drittes Kapitel.

Getreue und unglückliche Liebe — Der Ehrgeiz überlebt die Liebe.

Seit der schrecklichen Stunde, in welcher Adrian Colonna die leblose Gestalt seiner angebeteten Irene gesehen, hatte der junge Römer den gewöhnlichen Wechsel eines wandernden, abenteuerlichen Lebens in jenen regen Zeiten erfahren. Sein Vaterland schien seinem Herzen nicht mehr theuer. Sein Stand schloß

ihn von der Stelle aus, welche bei der Wiederherstellung der Freiheit Roms einzunehmen nicht sein Bestreben gewesen war, und er fühlte, daß, wenn je eine solche Umwälzung zu Stande gebracht werden könne, dies einem Manne vorbehalten sei, für dessen Geburt und Gewohnheiten das Volk Sympathie und verwandte Gefühle hegte, und der seine Hand zu ihrem Schutze erheben könnte, ohne der Abtrünnige seines Standes, der Richter seines eigenen Hauses zu werden. Er war an verschiedene Höfe gereist und hatte mit Auszeichnung auf mehreren Schlachtfeldern gedient. Geliebt und geehrt, wo er sich auch nur vorübergehend aufhielt, hatte kein Wechsel des Aufenthaltes seine Schwermuth gelindert — keine neuen Bande hatten das Andenken an die Verlorene zerstört. In jener Zeit leidenschaftlicher und poetischer Romantik, welche durch Petrarca mehr vertreten, als geschaffen wurde, hatte die Liebe bereits angefangen, einen zarteren und heiligeren Charakter, als man bisher gekannt, anzunehmen — sie hatte nach und nach den göttlichen Geist eingesogen, welchen sie von dem Christenthum erhält, und der ihren irdischen Kummer mit den Gefühlen und Hoffnungen des Himmels verbindet. Demjenigen, der an eine Unsterblichkeit glaubt, ist Treue bis in den Tod ein Leichtes, weil der Tod die Hoffnung nicht verwischen kann, und die Seele des Trauernden schon halb in der anderen Welt ist. Es gibt eine Zeit, die an einem späteren Fortleben verzweifelt — den Tod als eine Trennung für ewig darstellt — und in dieser eilen

die Menschen, während sie um die Todten trauern, sich wieder mit dem Leben auszuföhnen. Denn wahr ist der alte Lehrsatz, daß es keine Liebe ohne Hoffnung gibt. Und alle jene romantische Verehrung, welche der Eremit von Baucuse für Laura fühlte oder erdichtete, fand ihren Tempel in dem öden Herzen Adrian Colonna's. Er war wirklich der Liebende seiner Zeit! Wenn er auf seiner Pilgerschaft von Land zu Land an den Mauern eines stillen, einsamen Klosters vorüberkam, dachte er ernstlich über die feierlichen Gelübde nach und fastete in seinem Innern den Entschluß, daß ein Kloster in späteren Jahren auch ihn aufnehmen solle. Die jahrelange Abwesenheit hatte indessen die verdunkelte und erschütterte Liebe zu seinem Vaterlande wieder einigermaßen belebt, und er fühlte ein Verlangen, die Stadt wieder einmal zu besuchen, in welcher er Irene zum erstenmale erblickt. „Vielleicht,“ dachte er, „hat die Zeit unvorhergesehene Veränderungen hervorgebracht, und ich kann noch bei der Wiederherstellung meines Vaterlandes behülflich sein.“

Aber mit diesem Ueberreste von Patriotismus war kein Ehrgeiz verbunden. Auf dieser heißen Bühne des Handelns, auf welcher das Verlangen nach Macht jede Brust aufzuregen schien, und Italien für Tausende von kräftigen Armen und unternehmenden Geistern das Eldorado des Reichthumes oder das Utopien der Herrschaft geworden war, gab es wenigstens eine Brust, welche die wahre Philosophie des Eremiten fühlte. Adrians Wesen, obgleich tapfer und männ-

lich, war doch besonders von jener Eleganz des Temperamentes durchdrungen, welche vor roher Verührung zurückbebt und für die eine gebildete, wissenschaftliche Muße der höchste Genuß ist. Seine Erziehung, seine Erfahrung und sein Geist hatten ihn seinem Zeitalter weit vorangestellt, und er blickte mit tiefer Verachtung auf die gemeinen Schurkereien und elenden Tücke, durch welche italienischer Ehrgeiz seinen Weg zur Macht suchte. Die Erhebung und der Fall Nienzi's, der, was auch seine Fehler sein mochten, wenigstens der reinste und ehrenhafteste unter den Regenten war, die ihre Erhebung nur sich selbst zu verdanken hatten, hatten dazu beigetragen, ihn auch an dem Erfolg edler Bestrebungen verzweifeln zu machen, wie er vor dem der selbstsüchtigen zurückbebt. Und die träumerische, aus seiner unglücklichen Liebe entsprossene Schwermuth diente noch mehr dazu, ihn den alltäglichen, schalen Zwecken der Welt zu entwöhnen. Sein Charakter war voll von Schönheit und Poesie — und dies nur um so mehr, als seine Gefühle in der wirklichen Beschäftigung des Dichters nicht ausströmten! In seinem Inneren eingeschlossen, verbreiteten sich dieselben über alle seine Gedanken und gaben seiner ganzen Seele eine Färbung. Bisweilen malte er sich in der seligen Zerstreuung seiner Träume das Loos aus, das er hätte finden können, wenn Irene am Leben geblieben wäre, und das Schicksal sie vereinigt hätte — ferne von dem stürmischen und gemeinen Getreibe Roms — in einer noch unbefleckten Einsamkeit des schönen italienischen Bodens. Vor seinem Auge erhob sich die liebliche

Landschaft, das Schloß an den Ufern des wellenlosen Sees, die Weingärten in dem Thale, die dunkeln auf dem Hügel wogenden Wälder, und diese Heimath der Versammlungs- und Zufluchtsort alles Gefanges und aller Liebe Italiens, erleuchtet von dem „Lampeggier dell' angelico riso,“ das ein Paradies in dem Antlitz schafft, das wir lieben. Oft durch solche Träume in völlige Vergessenheit seines Verlustes gewiegt, fuhr der junge Wanderer aus seiner eingebildeten Seligkeit auf und sah um sich die einsame, leere Straße, oder die von dem Monde beschienenen Kriegszelte, oder, schlimmer als Alles, das Gewimmel und die Festlichkeiten eines fremden Hofes.

Mochten nun solche Gedanken für einen Augenblick, vielleicht durch den Namen von Irenens Bruder heraufbeschworen, der nie zu seinem Ohre drang, ohne tausend Erinnerungen zu wecken, den Geist des jungen Colonna bewegen oder nicht, er blieb gedankenvoll und vertieft, bis er durch seinen eigenen Knappen gestört wurde, der, von Montreals Dienern begleitet, sein einsames aber reichliches Mahl auftrug. Flaschen mit dem edelsten Florentiner Weine — Speisen, mit all der Kunst zubereitet, die, ach! Italien jetzt verloren hat! — Becher und Teller von Gold und Silber, verschwenderisch mit fremden Edelsteinen geschmückt — zeugten von dem fürstlichen Luxus, der in dem Lager der großen Compagnie herrschte. Allein Adrian sah in Allem nur die Beraubung seines entwürdigten Vaterlandes, in diesem Glanze beinahe einen Hohn. Sein einsames Mahl war bald beendigt; er wurde

des einförmigen Zeltes überdrüssig, und, gelockt von der kühlen Luft des sich neigenden Abends, schlenderte er nachlässig hinaus. Er ging an dem Ufer des Baches hin, der sich glänzend an Montreals Zelt hinschlängelte, und als er eine etwas einsame, von den kriegerischen Wohnungen abgelegene Stelle fand, warf er sich am Rande des Wassers nieder.

Die letzten Strahlen der Sonne zitterten auf der Welle, die musikalisch über ihr steinigtes Bett hinstanzte, und von einem kleinen Buschholz auf dem entgegengesetzten Ufer tönte der kurze, abgebrochene Gesang der kühneren Bewohner dieser purpurnen Atmosphäre herüber, welche der Lärm des Lagers nicht von ihrem grünen Wohnsitz verschreckt hatte. Die Wolken lagen regungslos im Westen, in jenem so tiefen, satten Blau, das man nur über den Landschaften sieht, die ein Claude oder ein Rosa so gerne malten, und dämmernde, köstliche Rosenfarben schimmerten über den grauen Gipfeln der fernen Apenninen. Aus der Ferne tönte das Summen des Lagers, unterbrochen von dem Wiehern zurückkehrender Pferde, bisweilen von dem Schall des Hüfthornes, und in regelmäßigen Zwischenräumen von dem bewaffneten Schritte der nahen Schildwache. Und gegenüber, zur Linken des Gehölzes, auf einer von Schilf, Moos und schwankendem Gesträuche bedeckten Anhöhe, erhoben sich die Ruinen einer alten etruskischen Mauer oder eines Gebäudes, dessen Name verloren gegangen, dessen Benützung unbekannt war.

Die Scene, welche vor Adrians Blicken lag, war

so ruhig und lieblich, daß man beinahe unmöglich sich mit dem Gedanken vertraut machen konnte, gerade jetzt sei hier der Aufenthalt kühner Räuberbanden, in deren größerem Theile die menschliche Seele zum Thier herabgesunken war, und für die Mord oder Raub die gewöhnliche Beschäftigung des Lebens war.

Noch in seine Träumereien versunken und gedankenlos Steine in den plätschernden Bach hinabwerfend, wurde Adrian durch den Schall von Tritten aufgeschreckt.

„Ein hübscher Ort, um der Laute und den Balladen der Provence zuzuhören,“ sagte Montreals Stimme, als der Johanniterritter sich auf dem Rasen neben dem jungen Colonna niederstreckte.

„Ihr hegt also immer noch Eure alte Liebe für Eure Nationalmelodien?“ sagte Adrian.

„Ja, ich habe noch nicht meine ganze Jugend überlebt,“ antwortete Montreal mit einem schwachen Seufzer. „Aber wie dem auch sei, die Weisen, welche einst meine Einbildungskraft ergözten, gehen jetzt meinem Herzen zu nahe. So lasse ich, wenn ich gleich jeden Jongleur und Minnesänger willkommen heiße, sie nur ihre neuesten Melodien singen. Ich kann nicht wünschen, je die Poesie wieder zu hören, die ich hörte, als ich jung war!“

„Verzeiht mir,“ sagte Adrian mit großer Theilnahme, „aber gerne hätte ich, wenn ich nicht durch eine geheime Scheu bis jetzt davon abgehalten worden wäre, gerne hätte ich mir erlaubt, mich nach jener lebenswürdigen Dame zu erkundigen, mit der wir vor sieben Jahren dem Monde zusahen, der über den

wohlriechenden Drangenhainen und rosigem Wassern von Terracina aufging."

Montreal wandte sein Antlitz hinweg; er legte seine Hand auf Adrians Arm und sagte mit tiefer, dumpfer Stimme: „Ich bin jetzt allein!"

Adrian drückte schweigend seine Hand. Er war höchst überrascht bei der Nachricht von dem Tode eines so sanften, so lieblichen und so unglücklichen Wesens.

„Die Gelübde meines Ritterordens," fuhr Montreal fort, „welche Adeline der Rechte einer gesetzmäßigen Gattin beraubten — die Schmach ihres Hauses — der zornige Kummer ihrer Mutter — die wilden Wechsel meines gefährvollen Lebens — der Verlust ihres Sohnes — Alles dies nagte in der Stille an ihrem Leben. Sie starb nicht (sterben ist ein zu rauhes Wort!), sondern sie sank hin und entschwebte in den Himmel. Wie an einem Sommermorgen ein sanfter Traum über uns hineilt, und immer an Deutlichkeit verliert, bis er gleichsam ganz in Licht übergeht, und wir erwachen — so entschwand Adelinens scheidender Geist, bis ihm das Tageslicht Gottes anbrach."

Montreal hielt einen Augenblick inne und begann dann wieder: „Solche Gedanken machen den Kühnsten von uns bisweilen schwach, und wir Provenzalen sind in diesen Dingen närrisch! — Gott weiß, sie war mir sehr theuer!"

Der Ritter verbeugte sich, bekreuzte sich andächtig und seine Lippen murmelten ein Gebet. So sonderbar dies unserem aufgeklärteren Zeitalter erscheinen mag,

so trug doch die Moralität damals ein so kriegerisches Gewand, daß dieser Mann, auf dessen Wort Städte in Brand gesteckt wurden und Ströme von Blut flossen, weder in seinen, noch in den Augen des größeren Theiles seiner Zeitgenossen ein Verbrecher war. Sein Orden, halb mönchisch, halb kriegerisch, war das Sinnbild seines Charakters. Er trat die Menschen mit Füßen, aber er demüthigte sich vor Gott, und so genau er den feinen Skepticismus Italiens kannte, hatte derselbe doch den starren, einfachen Glauben des kühnen Provenzalen nicht erschüttert. Weit entfernt, einen Mangel an Uebereinstimmung zwischen seinem Gewerbe und seinem Glauben zu erkennen, hielt er, wie ein ächter Normanne, denjenigen für keinen wahren Ritter, der nicht ebenso dem Kreuze ergeben, als schonungslos mit dem Schwerte sei.

„Und Ihr habt außer dem Einen, das Ihr verloret, kein Kind?“ fragte Adrian, als er Montreals gewöhnliche Ruhe wiederkehren sah.

„Keines!“ sagte Montreal, und seine Stirne wurde wieder düster. „Kein liebensproffener Erbe wird mir in dem Glücke nachfolgen, das ich zu gründen hoffe. Nie auf Erden werde ich in den Zügen ihres Kindes das Ebenbild Adelinens sehen! Doch sah ich in Avignon einen Knaben, auf den ich gerne Anspruch gemacht hätte; denn ich meine, sie müsse ihre Seele in seine Augen gepflanzt haben, so ähnlich waren sie den ihrigen. Gut, gut, der Provencebaum hat noch andere Zweige, und ein noch nicht geborener Neffe muß

werden — was? die Sterne haben es noch nicht entschieden! Aber der Ehrgeiz ist jetzt noch das Einzige, was mir in der Welt zu lieben übrig bleibt."

"So verschieden wirkt dasselbe Unglück auf verschiedene Charaktere," dachte der Colonna. "Für mich hatten die Kronen keinen Werth mehr, als ich nicht mehr träumen konnte, sie auf Irene's Stirne zu drücken!"

Die Aehnlichkeit ihres Schicksals zog indessen Adrian mächtig zu seinem Wirth hin, und die beiden Ritter besprachen sich mit mehr Freundschaft und Offenherzigkeit, als dies bisher der Fall gewesen war. Endlich sagte Montreal: "Beiläufig, ich habe noch nicht einmal nach dem Ziel Eurer Reise gefragt."

"Ich muß nach Rom," sagte Adrian, "und die Nachrichten, die Ihr mir gegeben, sind mir ein weiterer Grund zur Eile. Wenn Rienzi zurückkehrt, bin ich vielleicht so glücklich, zwischen dem Tribun-Senator und den Edeln zu vermitteln, und wenn ich meinen Vetter, den jungen Stephanello, jetzt das Haupt unseres Hauses, willfähriger finde, als seine Väter, so will ich nicht daran verzweifeln, die minder mächtigen Barone zu versöhnen. Rom bedarf der Ruhe, und wer regiert, muß, wenn er nur gerecht ist, von den Edeln und den Plebejern unterstützt werden!"

Montreal hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und murmelte dann vor sich hin: "Nein, es kann nicht sein!" Er sann eine kleine Weile nach, während er die Stirne mit der Hand bedeckte, und sagte dann laut: "Nach Rom wollt Ihr. Gut, wir werden uns

bald unter seinen Trümmern begegnen. Wißt, beiläufig gesagt, daß mein Zweck hier schon erreicht ist, diese florentinischen Kaufleute haben in meine Bedingungen gewilligt; sie haben einen zweijährigen Frieden erkaufte; morgen wird das Lager abgebrochen und die große Compagnie marschirt nach der Lombardie. Dort vereinige ich, wenn meine Pläne gelungen und die Venetianer die verlangte Summe zahlen, die Bursche (unter Landau, meinem Lieutenant), dem Visconti zum Troste, mit der Seestadt und werde dann meinen Herbst in Frieden unter den Feierlichkeiten Roms zubringen."

"Herr Walter von Montreal," sagte Adrian, "Eure Offenheit macht mich vielleicht vermessen; aber wenn ich Euch wie einen feilschenden Krämer von dem Verkaufe Eurer Freundschaft und Schonung sprechen höre, so frage ich mich selbst: „Ist das der große Johanniter-ritter, und haben die Menschen ihn richtig beurtheilt, wenn sie versichern, der einzige Makel an seinen Vorbeeren sei seine Habsucht?“"

Montreal biß sich in die Lippe; nichts desto weniger antwortete er ruhig: „Meine Offenherzigkeit duldet die verdiente Buße, Herr Adrian. Gleichwohl kann ich einen so geehrten Gast nicht mit dem Eindrucke scheiden lassen, der den Schein zwar für sich hat, aber nicht gerecht ist. Nein, tapferer Colonna; das Gerücht thut mir Unrecht. Ich schätze das Gold, denn durch Gold erwirbt man Macht! Es füllt das Lager — es erstürmt die Stadt — es erkaufte den Markt — es erhebt den Palast — es gründet den Thron.

Ich schätze das Gold — es ist das nothwendige Mittel zu meinem Zwecke!"

"Und dieser Zweck — —"

"Ist — gleichviel welcher," sagte der Ritter kaltblütig. "Gehen wir in unsere Zelte, der Thau fällt stark, und die Malaria weht über diese häuserlose Debe."

Das Paar erhob sich — aber bezaubert von der Schönheit der Stunde, zögerten sie noch einen Augenblick bei dem Bache. Die frühesten Sterne beschienen feine sich kräuselnden Wellen und ein köstliches Lüftchen säufelte lieblich in dem glänzenden Laubwerk.

"Wenn wir so hinblicken," sagte Montreal sanft, "so kehren wir die alte Fabel von der Medusa, welche uns die Dichter erzählen, um, und sehen und denken uns aus dem Stein heraus. Erst vor einer kleinen Weile vergoldete das Sonnenlicht die Welle — jetzt glänzt dieselbe ebenso hell und gleitet eben so munter unter den Sternen dahin; gerade so rollt der Strom der Zeit, ein leuchtender Körper folgt dem andern, eben so willkommen — ebenso erhellend — ebenso schnell verschwindet er wieder! — Ihr seht, die Poesie der Provence blüht immer noch unter meinem Panzer!"

Adrian begab sich bald zur Ruhe; aber seine Gedanken und die Töne lauter Fröhlichkeit, die von Montreal's Zelt herüberschollen, wo der Anführer die Hauptleute seiner Bande bewirthete, eine Lustbarkeit, von welcher er den römischen Edelmann auszuschließen so zart war, hielten ihn lange wach, und kaum war er in einen unruhigen Schlummer verfallen, so störten

noch unwillkommenere Laute seine Ruhe. Mit der frühesten Dämmerung war das ganze Lager in Bewegung — das Knarren des Seilwerkes — die Tritte von Menschen — laute Befehle und laute Flüche — das langsame Rollen von Bagagewagen — und das Klirren der Waffen deuteten auf den Aufbruch des Lagers und den nahen Abzug der großen Compagnie.

Noch ehe Adrian angekleidet war, trat Montreal in sein Zelt.

„Ich habe,“ sagte er, „hundert Lanzen unter einem zuverlässigen Führer befehligt, die Euch, edler Adrian, an die Grenzen der Romagna begleiten sollen; sie warten, bis es Euch genehm ist. In einer Stunde breche ich auf; der Vortrab ist schon in Bewegung.“

Adrian hätte gerne die angebotene Begleitung abgelehnt, aber er sah, daß es den Stolz des Anführers nur kränken würde, der sich bald entfernte. Eilig legte Adrian seine Waffen an — die frische Morgenluft und die heitere Sonne, welche stolz über die Hügel kam, belebten seinen müden Geist. Er ging in Montreals Zelt und fand ihn allein; vor ihm lagen die nöthigen Schreibmaterialien, und ein triumphirendes Lächeln verbreitete sich über seine Züge.

„Das Glück überschüttet mich mit neuen Gunstbezeigungen!“ sagte er heiter. „Gestern ersparten mir die Florentiner die Mühe einer Belagerung — und heute (erst seit ich Euch zuletzt sah — vor wenigen Minuten) kommt Guer neuer Senator von Rom in meine Gewalt.“

„Wie! haben Eure Leute Nienzi festgenommen?“

„Nicht so — viel besser! Der Tribun änderte seinen Plan und begab sich nach Perugia, wo sich meine Brüder gegenwärtig aufhalten — er suchte sie auf — sie versahen ihn mit Geld und Soldaten genug, um den Gefahren des Weges zu trotzen und die Schwerter der Barone zu verachten. So schreibt mein guter Bruder Arimbaldo, ein Gelehrter, der den Tribun gewiß mit alten Erzählungen von römischer Größe und ansehnlichen Versprechungen von anerkennender Beförderung geködert zu haben glaubt. Ich bin eben im Begriffe, in der Eile meine Zufriedenheit mit der Uebereinkunft auszudrücken. Meine Brüder werden den Senator-Tribun selbst bis an die Mauern des Capitols begleiten.“

„Ich verstehe immer noch nicht, wie dies Nienzi in Eure Gewalt bringt.“

„Nicht! Seine Soldaten sind meine Geschöpfe — seine Kameraden meine Brüder — sein Gläubiger bin ich! Laßt ihn denn Rom beherrschen — bald kommt die Zeit, wo der Viceregent weichen muß dem — —“

„Anführer der großen Compagnie,“ unterbrach ihn Adrian mit einem Entsetzen, das der kühne Montreal, zu sehr mit seinen aufregenden Gedanken beschäftigt, nicht bemerkte. „Nein, Ritter, von der Provence, schmäählich sind wir den heimischen Tyrannen unterlegen; aber nie, hoffe ich, werden die Römer so verwerflich sein, daß sie das Joch eines fremden Usurpators duldeten.“

Montreal sah Adrian scharf an und lächelte finster.

„Ihr mißverstehet mich,“ sagte er, „und es wird Zeit für Euch sein, den Brutus zu spielen, wenn ich mir die Rolle Cäsars anmaße. Inzwischen sind wir nur Wirth und Gast. Sprechen wir von etwas Anderem.“

Nichtsdestoweniger kühlte diese letztere Besprechung die beiden Ritter für die kurze Zeit ab, welche sie noch beisammen waren, und sie schieden mit einer Förmlichkeit, welche schlecht zu der freundschaftlichen Unterredung am Abende zuvor paßte. Montreal kühlte, daß er sich unvorsichtigerweise entdeckt habe, aber Vorsicht lag nicht in seinem Charakter, wenn er sich an der Spitze eines Heeres und vom Glück begünstigt wußte; und in eben diesem Augenblicke vertraute er so fest auf das Gelingen seiner kühnsten Pläne, daß er sich wenig darum kümmerte, wen er beleidigte oder beunruhigte.

Langsam machte sich Adrian mit seiner seltsamen, wilden Begleitung auf den Weg. Er zog sich von der Ebene aus eine steile Anhöhe hinauf — und als er oben angekommen war, zeigte ihm die Straßenbiegung das ganze, auf dem Marsche begriffene Heer — die wehenden Fahnen — die in der Sonne blizenden Rüstungen, Linie hinter Linie, wie ein Strom von Stahl, und die ganze Ebene, auf welcher sich die Kriegsmacht hinbewegte — während der feierliche Tritt von Tausenden Bewaffneter bisweilen von jauchzender, kriegerischer Musik übertäubt und erstickt wurde. Als sie so dahinzogen, entdeckte Adrian endlich die stattliche, über die Anderen hervorragende Gestalt Mont-

reals auf einem schwarzen Streitrosse, die sich sogar in dieser Entfernung noch eben so sehr durch seine prächtige Rüstung, wie durch seinen stolzen Wuchs auszeichnete. So zog er dahin mit seinem stolzen Heere — in der Blüte seiner Hoffnungen — das Haupt einer mächtigen Armee — der Schrecken Italiens — jetzt ein Held — später vielleicht ein Monarch!

Drei kurze Monate später — und sechs Fuß Erde reichen für all diese Größe hin.